

Migration und Rechtsruck in Chile

Eine Spurensuche



Abschlussbericht meiner Recherche
vom 20. Oktober bis 30. November 2025
gefördert durch die Heinz-Kühn-Stiftung

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
Von Puerto Natales nach Iquique	4
Begegnung in der Wüste	7
Colchane: Grenze auf 3.700 Metern Höhe	9
Valparaíso: eine historische Perspektive	10
Santiago: Deep Dive Interviews	12
Präsidentschaftskandidatin Jeannette Jara (PC)	19
Präsidentschaftskandidat José Antonio Kast (PCR)	21
Reflexion meiner Arbeit vor Ort	23

Vorwort

Als ich im Frühjahr 2025 die Zusage für das Heinz-Kühn-Stipendium bekam, stand Chile vor einer richtungsweisenden Präsidentschaftswahl. Migration ist nicht nur in Deutschland oder den USA eines der zentralen Themen im politischen Diskurs, sondern auch dort. Die Fragen, wer kommen darf, wer bleiben darf und wer wirklich dazugehört, werden hitzig diskutiert.

Chile hat sich wegen seiner stabilen Wirtschaft in den vergangenen Jahrzehnten zu einem beliebten Migrationsziel entwickelt. Der Anteil der im Ausland geborenen Bevölkerung hat sich seit den 1990er-Jahren nahezu verzehnfacht. Besonders zwischen 2017 und 2020 sind hunderttausende Menschen aus Venezuela und Haiti nach Chile gekommen – auf der Flucht vor Armut, Kriminalität und politischer Verfolgung.

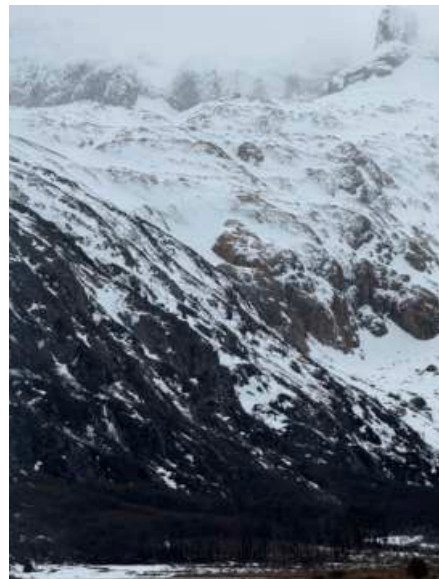
Für viele Migrant:innen steht Chile für die Möglichkeit eines Neuanfangs an einem sichereren Ort. In Teilen der chilenischen Bevölkerung sind durch die vielen Neuankömmlinge wiederum Ängste vor sozialem Abstieg und Kriminalität gewachsen. Umfragen des Centro de Estudios Públicos (CEP) zeigen, dass Migration von einer Mehrheit der Chilen:innen mit Unsicherheit in Verbindung gebracht wird. Rechtspopulistische Akteure befeuern diese Stimmung und nutzen sie für ihren Wahlkampf.

Wie sich diese Stimmung kurz vor der Wahl 2025 entwickelt hat, habe ich während meiner Recherche miterlebt. Ich habe mit verschiedensten Wähler:innen, Aktivist:innen, Wissenschaftler:innen und Migrant:innen gesprochen, Wahlkampfveranstaltungen besucht und die viel diskutierte Grenzregion im Norden bereist.

Mein Ziel war es, ein vielschichtiges Bild der Stimmung im Land zu gewinnen und die soziale Realität hinter dem Kampfbegriff “Migration” kennenzulernen. Die folgenden Seiten dokumentieren diesen Prozess, reflektieren meine Beobachtungen und ordnen sie in den Kontext der Präsidentschaftswahl 2025 ein.

Von Puerto Natales nach Iquique

Ich bin am 19. Oktober 2025 im Süden Chiles eingereist. Mein erster Stopp war Puerto Natales. In dieser Region ist die Natur – Berge, Seen und Wälder – so eindrucklich, dass politische Themen in den Hintergrund rücken. Die Region ist geprägt von Tourismus und Fischzucht. Migration ist hier weniger ein Thema. Ich nutzte die Zeit, um Anfragen zu verschicken und erste Interviews zu vereinbaren.



Von dort reiste ich fast 5.000 Kilometer in den Norden nach Iquique. Hier lernte ich eine radikal andere Seite Chiles kennen: Wüste, Hitze, Bergbau. An Tag eins besuchte ich gleich die Stiftung Madre Josefa. Hier finden Migrant:innen – insbesondere Frauen und Kinder – Zuflucht, nachdem sie über Bolivien nach Chile eingereist sind. Fernanda (Name geändert) arbeitet seit vielen Jahren in der Stiftung und gab mir ein Interview zur Lage vor Ort.

Sie beschrieb, wie viele Anlaufstellen für Migrant:innen wegen der Streichungen von Hilfsgeldern aus den USA geschlossen haben und wie Migrant:innen immer gefährlichere Routen nehmen, um der Grenzpolizei aus dem Weg zu gehen.

Eindrücklich war auch, wie Fernanda über den Alltag in der Stiftung sprach. Fast täglich klingelt es und es steht eine neue Familie vor der Tür. Die Neuankömmlinge bekommen unabhängig ihrer Herkunft oder Aufenthaltsstatus Essen, Kleidung, können Duschen und sich einen Moment ausruhen. Als Nächstes kümmern sich die Angestellten der Stiftung mit den Neuankömmlingen um Papiere, Unterkunft und einen Schulzugang für die Kinder. Regelmäßig leistet Fernanda auch Ersthilfe für traumatisierte Frauen und Mädchen. Gerade die sind auf den Migrationsrouten besonders gefährdet.

„Wir bieten spezielle Workshops für Frauen an. Die konzentrieren sich auf geschlechtsspezifische Gewalt und den Schutz von Kindern. Innerhalb der Stiftung haben wir außerdem einen separaten Bereich speziell für Frauen und Mädchen. Männer haben da keinen Zutritt. Es ist ein Raum, der für sie und von ihnen gestaltet wurde.“

Fernanda machte mir deutlich, dass ihre Arbeit zunehmend unter Druck steht: internationale Gelder werden gestrichen, lokale Spannungen nehmen zu, und gleichzeitig steigt der Bedarf. Dieser Kontrast – wachsende Not, schrumpfende Ressourcen – zog sich als roter Faden durch unser Gespräch.

Neben Fernanda durfte ich auch mit der Migrantin Marisela aus Venezuela sprechen. Ihre Geschichte war wichtig, um besser zu verstehen, wie sehr Migrationsrouten von Abhängigkeiten, Unsicherheiten und Gewalt geprägt sind. Chile war nicht ihr ursprüngliches Ziel. Sie wollte mit ihrer Familie in die USA, verbrachte Monate im Grenzraum zu Panama und nahm jeden Job an, um Geld für die Weiterreise zu verdienen.

Die politischen Entwicklungen in den USA führten schließlich dazu, dass sie Chile als Alternative wählte. Auf dem Weg sei ihre Schutzlosigkeit mehrfach ausgenutzt worden: Versprechen von Schleppern, die in Drohungen kippten, Polizeikontrollen, die zu Erpressungen wurden – ein ganzes System, das von der Verletzlichkeit der Reisenden lebt. Das erste Mal wirklich sicher fühlte sich Marisela in der Stiftung Madre Josefa.



„Als ich am ersten Tag hier ankam, war es 6 Uhr morgens. Wir waren hungrig und voller Angst. Wohin sollen wir gehen? Was sollen wir tun? Sobald sie dich hereinkommen sehen, nehmen sie dich bei der Hand, setzen dich hin, es gibt Kaffee oder Tee.“

Marisela erzählte auch von Diskriminierungen, die sie erlebt hat. „Als wir am ersten Tag ankamen, liefen wir abends bis 23 Uhr mit den Kindern herum. Wir fanden einfach keine Unterkunft. Alle sagten uns: ‘Es gibt nichts, es gibt nichts. Alles ist voll, alles ist schon belegt’. Bis ein chilenischer Herr mir sagte: ‘Schau mal, du wirst nichts finden, solange du sagst, dass du Venezolanerin bist. Wenn du sagst, dass du eine andere Nationalität hast,

kannst du etwas finden, aber als Venezolanerin werden sie dir die Türen nicht öffnen.’ Und ich sagte ihm: ‘Doch, sie werden mir die Türen öffnen, denn ich werde beweisen, dass ich kein schlechter Mensch bin.’ Und das habe ich geschafft.“

In der Stiftung fand Marisela die nötige Unterstützung, um selbstständig Geld zu verdienen. Sie verkauft mittlerweile selbstgemachten Schmuck und kann sich so eine eigene Unterkunft für sich und ihre Kinder leisten.

Begegnung in der Wüste

Am Tag nach meinem Besuch in der Stiftung mietete ich mir ein Auto und machte mich auf den Weg Richtung Colchane, zu dem Ort an der bolivianischen Grenze, an dem die meisten Migrant:innen einreisen – legal wie illegal. Colchane liegt im Altiplano: eine wüstenartige Hochebene, geprägt von heißen Tagen, kalten Nächten und scheinbar unendlicher Weite.

Inmitten dieser Landschaft erblickte ich eine Gruppe Migrant:innen, die zu Fuß unterwegs waren und im Schatten eines Straßenschilds Schutz vor der Sonne gefunden hatten. Zwei von ihnen, Jenny und ihr Sohn Jhon, beide aus Venezuela, waren bereit, mir ein Interview zu geben.

Jenny erzählte mir unter anderem davon, wie Venezolaner:innen oft nur schwer an Ausweisdokumente kommen – und noch schwerer an Visa. “Mein Sohn lebt eigentlich schon seit Jahren bei seinem Onkel in Chile – ohne Papiere. Er geht hier zur Schule. Damit er nächstes Jahr seinen Abschluss bekommen kann, muss ich anwesend sein. Außerdem musste ich seinen

Pass in Venezuela beantragen und ihn eigenhändig hierherbringen. Das war wahnsinnig kompliziert.“ Jhon hat seine Mutter bei der illegalen Einreise nach Chile begleitet. Ein Visum für eine legale Einreise konnte seine Mutter als Venezolanerin nicht bekommen.

Mit dem fertigen Abschluss wird Jhon bessere Chancen haben, in Chile bleiben zu dürfen. Er sprach mit mir über seine Zukunftspläne und über Pauschalurteile gegenüber Venezolaner:innen. “Das Leben in Chile ist nicht immer einfach. Manche Leute denken, dass alle Venezolaner kriminell sind. Außerdem will jetzt ein neuer Präsident alle Venezolanos rauswerfen. Aber wir sind nicht alle gleich, wir kommen nicht alle mit bösen Absichten. Viele von uns wollen einfach arbeiten. Ich bin mit der Absicht gekommen, zu studieren, zu arbeiten und hier Karriere zu machen. (...) Es stimmt zwar, dass es viele Venezolaner gibt, die Böses tun, aber meine Botschaft wäre, dass man nicht alle über einen Kamm scheren sollte.“



Nach dieser Begegnung beschäftigte ich mich näher mit der Lage in Venezuela. Seit über zehn Jahren ist das Land geprägt von wirtschaftlichen Krisen. Wer Veränderung fordert, muss befürchten im Gefängnis zu landen. Viele Venezolaner:innen leben in Armut und migrieren aus größter Not. In Chile angekommen, wird ihre Lage jedoch nicht automatisch stabil.

Der Zugang zum regulären Arbeitsmarkt bleibt ihnen oft verwehrt und sie werden in informelle Abhängigkeiten gedrängt. Von dieser Realität ist in den politischen Debatten in der Hauptstadt Santiago selten die Rede.

Colchane: Grenze auf 3.700 Metern Höhe

Angekommen in Colchane, wurde mir gleich klar, dass dies kein gewöhnlicher Grenzort ist. Der Ort liegt im chilenischen Altiplano auf rund 3.700 Metern Höhe. Schon nach wenigen Minuten spürt man die dünne Luft: schneller Atem, trockener Hals, ein leichter Druck im Kopf. Die Umgebung ist geprägt von einer kargen Weite: braune Hügel, Staub, Steine und kaum Vegetation.

Genau diese Weite lässt viele Diskussionen über die Grenze hier paradox wirken. Politisch wird sie als Linie gedacht – vor Ort ist sie ein riesiger Raum. Man versteht sofort, dass Grenzschießungen hier nur symbolisch gemeint sein können. Es ist schlicht unvorstellbar, diese Landschaft vollständig zu kontrollieren.

Die Temperaturen vor Ort sind extrem: tagsüber brüllend heiß, nachts bitterkalt. Diese Kombination gepaart mit dem permanentem Wind erzeugt ein Gefühl von Ausgesetztheit. Für mich war Colchane deshalb einer der eindrücklichsten Orte der gesamten Reise. Einerseits wegen der politischen Bedeutung, andererseits weil man hier versteht, was Migration im Norden Chiles bedeutet: eine physische Grenzerfahrung.

Der Ort Colchane macht das Thema „Migration“ sehr konkret: Menschen durchqueren diese lebensfeindliche Landschaft mit Kind an der einen und Koffer in der anderen Hand auf der Suche nach einem besseren Leben.



Ich konnte vor Ort auch informell mit einem Grenzpolizisten sprechen. Er hat mir beschrieben, welchen Gefahren sich Migrant:innen aussetzen: Schleuser, Ausbeutung, die eiskalte Nacht. Seine Erzählungen haben eine unbequeme Wahrheit berührt: Selbst wenn Politiker eine „neue Härte“ ankündigen, Härte ist in dieser Region längst Realität – und hält verzweifelte Menschen trotzdem nicht auf.

Valparaíso: eine historische Perspektive

Als ich aus dem Norden in die Hafenstadt Valparaíso im Zentrum Chiles reiste, war das ein erneuter Kontrast. Die staubige Weite des Altiplano wich bunten Häusern, engen Gassen, und dem Geruch von Meer. In dieser Stadt, die sich wie ein Amphitheater um eine Bucht legt, steht das Museo de la Migración – ein Ort, der daran erinnert, dass man in Chile lange nicht über Abschiebungen oder Grenzschiebungen diskutierte, sondern Menschen aus dem Ausland aktiv angeworben hat. Migration wird hier über alte Briefe, Koffer und Fotografien erzählt. Man sieht Gesichter und Namen aus aller Welt. Und so wird klar: Chile war nie so homogen, wie es rechte Stimmen im Land behaupten.

Im 19. und frühen 20. Jahrhundert war Chile ein aktives Einwanderungsland. Der Staat warb insbesondere um europäische Siedler:innen: Deutsche, Brit:innen, Kroat:innen, Italiener:innen und Spanier:innen. Um Puerto Varas entstanden deutsche Kolonien, in Punta Arenas ließen sich kroatische Familien nieder und in Valparaíso prägten britische Händler das Stadtbild.



Migration war damals Teil eines staatlichen Modernisierungsprojekts, stand für Fortschritt, wirtschaftliche Impulse und kulturelle Bereicherung. Zwischen den historischen Fotos und alten Pässen drängte sich mir die Frage auf: Warum wird heutige Migration so anders bewertet als damals? Warum gelten manche Gruppen als „Beitrag“ zur Nation, andere als „Belastung“? Chile ist heute ein stabiles Land in einer instabilen Region. Diese Stabilität sehen viele Chilen:innen durch Migration bedroht. Dass die Migrant:innen heute im Vergleich zu damals meist keine weißen sind, dürfte ebenfalls eine Rolle spielen.

Santiago: Deep Dive Interviews

Die folgenden drei Wochen verbrachte ich in der Hauptstadt Santiago, wo rund ein Drittel der Bevölkerung Chiles lebt und alle wichtigen politischen Entscheidungen getroffen werden. Hier konnte ich mit unterschiedlichsten Menschen über das Thema Migration sprechen. Die wichtigsten Gespräche fasse ich auf den folgenden Seiten zusammen.

Katherine Galaz (Universidad de Chile)

Im Gespräch mit der Sozialwissenschaftlerin Katherine Galaz von der Universidad de Chile habe ich ein differenziertes Gesamtbild der chilenischen Migrationsrealität bekommen, das weit über Wahlkampf-Schlagworte hinausging. Sie erzählte mir von den Entwicklungen der vergangenen Jahre. Migration in Lateinamerika habe sich regional verschoben: Menschen würden weiter reisen und Chile sei ein beliebteres Ziel geworden. Es seien einerseits mehr Menschen gekommen, andererseits auch andere gesellschaftliche Gruppen. „Hinzu kommen zum Beispiel LGBT-Migrant:innen und Familienzusammenführungen.“

Galaz betonte, dass sich die Erfahrungen der Migrant:innen je nach Herkunft, Hautfarbe und Aufenthaltsstatus unterscheiden. Für haitianische Migrant:innen benannte sie zwei strukturelle Hauptbarrieren: Sprache und Rassismus. Geringe Spanischkenntnisse führten zu Missverständnissen und Abhängigkeiten – etwa in Wohnfragen, im Gesundheitssystem und auf dem Arbeitsmarkt. „Eines der größten Probleme der haitianischen Bevölkerung ist der in Chile vorherrschende Rassismus, dessen Ursprünge in der Kolonialzeit liegen.“ Haitianer:innen würden oft infantilisiert und wenig ernst genommen.

Bei der venezolanischen Bevölkerung betonte Galaz den Zusammenhang zwischen Aufenthaltsstatus und Arbeitsausbeutung. Viele würden sich in irregulären Situationen befinden; dadurch sei es schwer, formelle Verträge abzuschließen. „So kommt es oft zu Ausbeutung.“ Gleichzeitig beschrieb sie, wie Vorurteile kulturell funktionieren: Venezolaner:innen seien in Politik und Medien homogenisiert worden – als „Kriminelle“, „Partygänger“; venezolanische Frauen seien hypersexualisiert worden.

Zentral war schließlich ihre politische Diagnose: Im Wahlkampf werde Migration über das gesamte politische Spektrum hinweg negativ geframet. „Von der progressivsten Linken bis zur extremen Rechten: Alle sind gegen Migranten.“ Problematisch sei nicht nur die Radikalität der extremen Rechten, sondern auch, dass progressive Kräfte keinen überzeugenden Gegenentwurf vorbringen würden.

Es habe sich ein „Chile first“-Narrativ etabliert – und gerade das würde am Ende der extremen Rechten nützen. Außerdem kritisierte sie, dass der Fokus in den Debatten fast ausschließlich auf Grenzpolitik gelegen habe, während es kaum Antworten auf die Frage gegeben habe, „was wir mit den Menschen tun, die bereits hier sind“.

María del Pilar Quintana (CEP)

Im Gespräch mit María del Pilar Quintana vom Centro de Estudios Públicos (CEP) bekam ich eine datenbasierte Einordnung der Migrationsdebatte. Das CEP ist eine der einflussreichsten unabhängigen Denkfabriken Chiles, die seit den 1980er-Jahren politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche

Entwicklungen empirisch untersucht und regelmäßig vielbeachtete Umfragen veröffentlicht.

Quintana betonte, dass das Thema „Migration“ in Chile politisch stärker aufgeladen sei als es empirische Zusammenhänge rechtfertigten. Sie widersprach der simplen Gleichsetzung von Migration und Kriminalität. Stattdessen beschrieb sie, wie Medien und Politik einzelne Fälle ethnisierten und dadurch eine Wahrnehmung erzeugten, die sich mittlerweile verselbstständigt habe.

Auf die immer wiederkehrende Behauptung, Migration habe zu mehr Kriminalität geführt, reagierte sie klar: „Es gibt keinen direkten Zusammenhang zwischen Migration und Kriminalität.“ Zwar gebe es bei bestimmten Deliktformen Überschneidungen, insbesondere bei „gewalttätigeren Straftaten wie organisierter Kriminalität“, doch daraus lasse sich keine lineare Beziehung ableiten.

Entscheidend sei vielmehr die Verzerrung durch mediale Darstellung. „Die Medien entwickeln eine Sprache, die in gewisser Weise Diskriminierung oder Segregation der Migrantenbevölkerung fördert.“ Spektakuläre Einzelfälle würden ethnisiert und wochenlang besprochen.

Auch ökonomische Argumente, wonach Migrant:innen Chilen:innen Arbeitsplätze wegnähmen, hielt sie für verkürzt. „Migranten übernehmen Arbeiten, die Chilenen nicht mehr ausführen wollen“, erklärte sie. Hier zeigt sich eine ihrer zentralen Punkte: Gefährliche Narrative entstehen dort, wo Debatten mehr auf Emotionen als auf Fakten basieren. Sie kritisierte die politische Instrumentalisierung des Themas. Für sie ist das nicht nur ein rhetorisches Problem, sondern ein ethisches: „Wir sprechen hier nicht über Wirtschaftsdaten, sondern über das Leben von Menschen.“

Wenn komplexe Realitäten vereinfacht würden, um Wahlkampf zu betreiben, sei das „schädlich und auch sehr gefährlich“. Oft würden auch Versprechen gemacht, „die nicht erreicht werden können“. Konkret habe sich dies in Forderungen nach Grenzschließungen oder massenhaften Ausweisungen niedergeschlagen.

Quintana warnte vor dieser vermeintlichen Einfachheit: „Ich glaube, dass die Schließung der Grenze ein Thema ist, das nicht so einfach umzusetzen ist, wie es einige Kandidaten verkaufen.“ Sie verwies auf internationale Erfahrungen – etwa im Mittelmeerraum – wo restriktive Maßnahmen nicht automatisch zu weniger Migration, sondern eher zu mehr Todesfällen geführt hätten.

Das Gespräch mit Quintana bot mir eine fundierte, analytische Perspektive. Sie relativierte pauschale Schuldzuweisungen, ohne bestehende Herausforderungen zu leugnen. Vor allem aber insistierte sie auf einem Grundsatz: Politische Debatten über Migration sollten sich an Evidenz orientieren – nicht an Alarmismus.

[Interview – Alexis Torreblanca \(Infomigra\)](#)

Ein weiteres spannendes Interview, das ich in Santiago führte, war das mit Alexis Torreblanca, Politikwissenschaftler und Mitgründer von Infomigra. Die NGO übersetzt Dokumente, prüft Regelungen, und hilft Migran:innen juristisch. Torreblanca betonte, dass Menschen oft nicht an der Grenze scheitern, sondern an Formularen, widersprüchlichen Vorgaben und fehlender Transparenz.

„Wir verfügen über wichtige Informationen, die die chilenische Regierung nicht freiwillig veröffentlicht“, sagte Torreblanca. Seine Organisation sammelt Fragen aus der migrantischen Community, recherchiert mithilfe des Transparenzgesetzes offizielle Antworten und übersetzt komplexe Verwaltungsprozesse in zugängliche Sprache. Information wird so zur Form von Schutz.

Auch Torreblanca betonte die wachsende Heterogenität der Migrant:innen: „Wenn man nicht nur Migrant ist, sondern auch Frau oder afroamerikanischer oder mestizischer Herkunft ist, eine andere Sprache spricht, zur LGBTI-Gemeinschaft gehört oder eine Behinderung hat, entstehen dadurch spezifische Bedürfnisse.“

Besonders drastisch sei dies bei Fällen von Menschenhandel. Er beschrieb Situationen, in denen Betroffene ohne Papiere, ohne rechtliche Anerkennung ihrer Identität und ohne Zugang zur Gesundheitsversorgung zurückblieben: „Wir haben Menschen, die vor Diskriminierung fliehen und dann von kriminellen Netzwerken gehandelt werden.“

Auch er beobachte eine zunehmende politische Zuspitzung. Die gefährlichsten Fake News seien derzeit jene, „die von einigen Präsidentschaftskandidaten verbreitet werden, wonach Migranten ohne Aufenthaltsgenehmigung mehr Rechte und Vorteile genießen würden als Chilenen.“ Für Torreblanca war das eine gezielte Strategie der Spaltung. Migration werde zum Sündenbock: „Man sucht nach einem Sündenbock, einem Kontrahenten, dem man die Schuld für soziale Probleme geben kann.“

Dabei stehen die Daten oft im Kontrast zur Rhetorik. Infomigra verweist auf Studien, nach denen „die Migrant*innenbevölkerung 10 Prozent zum Bruttoinlandsprodukt Chiles beiträgt.“ Migration sei für ihn kein Kostenfaktor, sondern Potenzial. Seine Metapher: „Migration ist für ein Land wie Steroide für den Körper.“ Wenn ein Staat vorbereitet sei, mit dem richtigen "Trainingsplan" könne er dadurch enorm wachsen. Wenn nicht, beginne das System, diese „Steroide“ abzustoßen.

[Sankofa Mafla \(@negrocentricxs\)](#)

Einen Tag vor dem ersten Wahlgang Mitte November besuchte ich eine Veranstaltung des Kollektivs negrocentricxs, das People of Color mit Migrationshintergrund vernetzt und Räume des kulturellen und politischen Austauschs schafft. Dort führte ich ein Interview mit Sankofa Mafla, Sprecher des Kollektivs. Mafla erzählte mir viel über Diskriminierung – von Beleidigungen im Alltag bis hin zu institutionellem Rassismus.



Er erzählte mir von einer haitianischen Frau, die wegen eines Missverständnisses öffentlich beschuldigt wurde, ihr Kind im Stich gelassen zu haben. Sie wurde verhaftet und starb schließlich unter ungeklärten Umständen in Gewahrsam. Laut Mafla sei es struktureller Rassismus, weshalb der Frau erst nicht zugehört wurde, sie dann keine juristische Unterstützung erhielt und schließlich zu Tode kam.

Ein anderes Beispiel sei erst vor Kurzem passiert. Ein Schwarzes Paar sei vom Sicherheitsdienst aus einem Einkaufszentrum in einem wohlhabenden Viertel hinausgeworfen worden. Die Begründung: „Schwarze Menschen arbeiten in der Regel im Dienstleistungsbereich und haben einen anderen Eingang.“

Neben Diskriminierung sprach Mafla auch über die politischen Ziele der negrocentricxs. Ein Satz, den er mehrfach wiederholte: „Niemand in Chile ist illegal.“ Für Mafla ist „illegal“ ein entmenschlichender Begriff. Er unterscheidet deshalb bewusst zwischen „irregulär“ und „illegal“ – zwischen einem Verwaltungsstatus und einer moralischen Zuschreibung. Er setzt sich für eine würdevolle Behandlung von Migrant:innen ein und fordert simplere Verwaltungsprozesse.

Was ihn beunruhigt, ist die Rhetorik rund um Abschiebungen. Bilder von Menschen „in weißen Overalls“, die in Flugzeuge gesetzt werden, würden im Wahlkampf bewusst inszeniert. „Wenn man Menschen wie Kriminelle behandelt, obwohl sie kein Verbrechen begangen haben, das ist der Niedergang der Demokratie.“

Mafla betonte, wie politische Sprache sich in soziale Praxis übersetzt. Diskurse über „illegale Migranten“ führten zu „mehr Fremdenfeindlichkeit, mehr Rassismus, mehr Kriminalisierung der Migration“. Zwischen Inklusion und Ausgrenzung entscheide sich für ihn nicht nur die Zukunft von Migrant:innen, sondern die demokratische Qualität eines Landes.

Gleichzeitig war er auch hoffnungsvoll. Das Kollektiv der negrocentricxs habe ihm einen Ort gegeben, um sich über das Leben als Schwarzer Migrant in Chile auszutauschen, sich zu bilden und zu organisieren. Er sprach von Bildung als „Waffe“ und davon, dass er bald sein Journalismusstudium abschließen werde.



Am Wahltag begleitete ich Mafla zur Wahl. Dass auch viele Menschen ohne chilenischen Pass in Chile wählen dürfen, war lange Ausdruck eines inklusiven Verständnisses politischer Teilhabe. 2025 sind die Regeln jedoch verschärft worden: Eine Verfassungsreform (Ley N° 21.773) hat die Anforderungen an das Wahlrecht von Ausländer:innen erhöht, sodass dies zunächst die letzte Wahl war, an der Mafla teilnehmen durfte. Er wählte Jara.

Präsidentschaftskandidatin Jeannette Jara (PC)

Jeannette Jara trat im Wahlkampf 2025 als einzige Kandidatin des linken Spektrums an. Da sie aus dem Regierungslager um Präsident Gabriel Boric kommt und als ehemalige Arbeitsministerin sichtbar Verantwortung getragen hat, stand sie für viele Menschen für ein „Weiter so“.

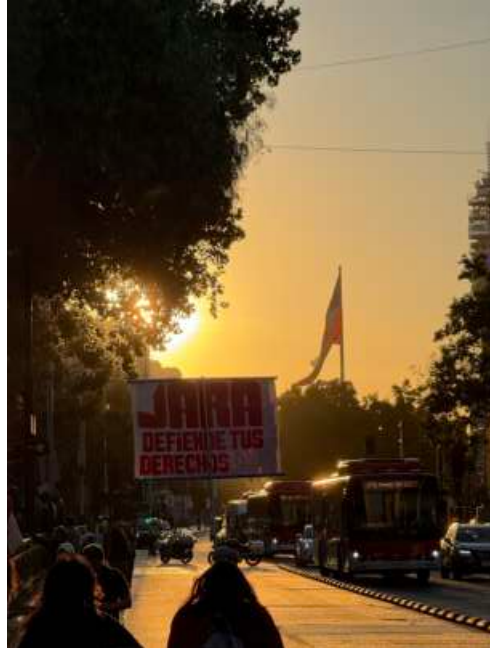
Sie präsentierte sich als Kandidatin, die das Land über öffentliche Investitionen, soziale Sicherheit und Gleichberechtigung zusammenführen wollte – und hat damit Themen aufgegriffen, die seit den großen Protesten 2019 nicht verschwunden, aber oft in den Hintergrund gedrängt worden sind. Gerade im Gesundheits- und Bildungssystem inszenierte sie sich als pragmatische Problemlöserin.

Sie führte lange in Umfragen gegenüber den rechten Kandidaten. Ihre Herausforderung bestand aber darin, über das linke Lager hinaus zu wachsen – denn nur so könnte sie gegen einen rechten Kandidaten, der in der Stichwahl vermutlich alle konservativen Stimmen im Land hinter sich vereint, gewinnen.

Migration spielte in Jaras Kampagne eine zwiegespaltene Rolle. Einerseits stellte sie sich gegen eine reine Kriminalisierungsrhetorik und sprach davon, dass es Lösungen für diejenigen brauche, „die längst Nachbarn, Kolleg:innen und Eltern in Schulen geworden sind“. Andererseits brachte sie in TV-Debatten dann doch das Thema „Migration“ meist mit Sicherheitsfragen in Verbindung.

Eine zentrale Schwäche Jaras wurde im Wahlkampf immer wieder sichtbar: Wenn progressive Kräfte keinen klaren, öffentlich verständlichen Gegenentwurf formulieren, profitiert die extreme Rechte. Jara befand sich in einem Zwiespalt: Sie wollte einerseits die Sorgen vieler Chilen:innen ernst nehmen und andererseits nicht die Narrative verstärken, die Migrant:innen als Hauptproblem inszenieren. Gleichzeitig stand sie für viele Chilen:innen zu wenig für echte Veränderung.

Rückblickend sah ich bei Jara den Versuch, eine empathische und soziale Erzählung gegen eine Sicherheits- und Kontroll-Erzählung zu stellen. Ich erlebte, wie begrenzt die Wirkung dessen war, nachdem viele bekannte Stimmen im Land schon so lange „Law & Order“ forderten. Letztendlich stellte sich mir die Frage: Wie lässt sich linke Politik überhaupt erzählen, wenn öffentliche Sicherheit das dominierende Thema ist?



Auf der Wahlkampfabschlussveranstaltung von Jeannette Jara war die Stimmung nichtsdestotrotz optimistisch. Viele Transparente drehten sich um soziale Fragen – Gesundheit, Bildung, Lebenshaltungskosten – und um die Idee, dass Chile nicht über Angst zusammengehalten werden dürfe.

Eine Jara-Anhängerin sagte mir: „Wir dürfen keinesfalls zulassen, dass ein rechtsextremer Kandidat an die Macht kommt, denn das wäre ein Rückschritt und nicht das, was Chile braucht. (...) Im Grunde genommen tritt er nur an, um sich selbst Geld und Einfluss zu sichern.“

Präsidentschaftskandidat José Antonio Kast (PCR)

José Antonio Kast setzte im Wahlkampf 2025 auf „Law & Order“. Seine Kampagne hat an ein Gefühl angeknüpft, das ich aus vielen Gesprächen während meiner Reise raushörte: Chile sei in den vergangenen Jahren

unsicherer geworden – die Straßen wie die Wirtschaft. Kast hat diese Themen nicht getrennt, sondern als zusammenhängende „Urgencias ciudadanas“ gerahmt, die einen Staat im Ausnahme- oder Notfallmodus bräuchten. Er versprach einen „cambio radical“, also radikalen Wandel.

Migration war dabei das Symbolthema. Migrant:innen bekämen Geschenke vom Staat, während die Chilen:innen sich den dritten Job suchen müssten, um zu überleben. Er bezeichnete irreguläre Migration als nationale Krise, die härtere Grenzen, schnellere Ausweisungen und eine sichtbarere Durchsetzungskraft des Staates erfordere. Dieses Narrativ funktionierte interessanterweise am besten in dem Teil Chiles, wo am wenigsten Migrant:innen leben.



Kasts Stärke ist vor allem seine Klarheit. Egal ob realistisch oder nicht, Kast kündigte klare Maßnahmen an. Seine Klarheit schreckte viele Linke ab. Seine Rhetorik basierte auf Abschreckung, Kontrolle und hartem Durchgreifen. Das erinnerte so manche an die Worte des chilenischen Diktators Augusto Pinochet.

Auf seiner Wahlkampfabschlussveranstaltung dominierten Chile-Flaggen das Bild. Es gab Sprechchöre und ein klares „Wir-gegen-den-Rest“-Gefühl. Ein Fan von Kast sagte mir: „Er ist super, er hat viele Werte, die mich

repräsentieren. Sicherheit, die Schließung der Grenze, damit keine illegalen Einwanderer mehr einreisen können. (...) Viele Einwanderer nehmen den Chilenen die Arbeit weg und derzeit wird den Einwanderern Vorrang gegeben. José Antonio schlägt vor, dass wir dem ein Ende setzen. Wenn wir solche Fälle entdecken, dass sie das Land verlassen müssen – was ich sehr gut finde, weil so wieder die Chilenen priorisiert werden.“

Nach seinem Sieg in der Stichwahl am 14. Dezember 2025 (mit rund 58 % der Stimmen) bleibt folgende Frage offen: Wird Kast als Präsident die Radikalität des Wahlkampfes in seine politischen Entscheidungen übersetzen – oder wird er pragmatischer regieren?

Für migrantische Communities ist die Antwort besonders brisant. Die wahrscheinlichsten unmittelbaren Auswirkungen für sie sind verschärfte Grenzkontrollen, wachsende Angst vor Abschiebungen und schlechtere Chancen, den chilenischen Pass zu erhalten.

Reflexion meiner Arbeit vor Ort

Chile ist ein Land geprägt von Extremen: die Anden, der Pazifik, patagonische Winde im Süden, sengende Hitze im kargen Norden. Ähnlich extrem sind die politischen Meinungen, die ich in Chile zum Teil zu hören bekam: von Faschismus-Nostalgikern bis Kommunismus-Romantisierern. Und alle strahlten aus: „Diese Wahl ist richtungsweisend für unser Land.“ Die Recherche zu diesem Thema hat mich nicht nur inhaltlich beschäftigt, sondern auch persönlich stark gefordert.

Die erste Zeit bestand vor allem aus Kommunikation: unzählige Anfragen, Nachrichten, Mails. Antworten kamen nur manchmal zurück. Das war etwas frustrierend, weil ich nie wusste, ob der Kontakt einfach keine Zeit hat, ob er skeptisch ist, oder ob die Nachricht nie angekommen ist.



Gleichzeitig erlebte ich, dass sich diese Dynamik oft komplett veränderte, sobald ich Menschen persönlich traf. Manche vermittelten mir gleich drei neue Kontakte, andere nahmen sich Zeit, obwohl sie selbst unter Zeitdruck standen. Ein Reminder, dass journalistische Arbeit nicht nur Recherche ist, sondern auch Beziehung: Vertrauen entsteht selten über eine E-Mail – es entsteht über einen Handschlag, über ein Lächeln.

Dabei gab es beides: Menschen, die gleich draufloserzählten – und andere, die vorsichtiger waren. Diese Skepsis kann ich nachvollziehen. Ich habe mehrfach gespürt, dass mein Gegenüber sich fragte, was ein Deutscher denn überhaupt mit ihrer bzw. seiner Lebensrealität zu tun hat. Ich musste diese Frage auch für mich selbst beantworten: Warum mache ich das? Mit welchem Blick? Mit welcher Verantwortung? Diese Momente brachten mich dazu, meine privilegierte Position umso mehr zu reflektieren.

Herausfordernd war es, konstant auf mich allein gestellt zu sein. Ich musste alle wichtigen Entscheidungen alleine treffen, ohne Redaktion im Rücken. Welche Gesprächspartner:innen priorisiere ich? Welche Orte besuche ich? Welche Risiken gehe ich ein? Welche Fragen stelle ich und welche nicht?

Ich musste mit Menschen aus unterschiedlichsten Kontexten kommunizieren und dabei immer die richtigen Worte auf Spanisch finden. Gerade bei sensiblen Themen war das nicht immer einfach. Ich wollte keinesfalls Fragen stellen, die traumatische Erfahrungen wieder hochholen. Das bedeutete auch, auszuhalten, dass manche Geschichten unvollständig blieben.

Gespräche mit befreundeten Journalist:innen waren dabei eine große Hilfe. Sie waren so etwas wie ein Ersatz für die fehlende Redaktion: ein Ort, um Eindrücke zu sortieren, Einschätzungen zu überprüfen, und auch, um nicht in der eigenen Wahrnehmung stecken zu bleiben.

Ich erinnere mich, wie wichtig mir Feedback von Kolleg:innen war – zum Beispiel als ich mich gezwungen sah, Jenny und Jhons Bitte abzulehnen, sie mit dem Auto ein Stück durch die Wüste zu bringen. Ich wusste, dass sie illegal eingereist waren und ich mich potenziell strafbar machen würde, wenn ich sie transportierte. Ich war an Polizeikontrollen auf der Strecke vorbeigefahren. Trotzdem fiel mir diese Absage extrem schwer.

Ein anderer Teil der Reise, der mir besonders in Erinnerung geblieben ist, waren die Wahlkampfveranstaltungen. Dort sprach ich mit Menschen, die zum Teil sehr extreme Positionen vertraten. Es gab Momente, bei denen ich spürte, dass ich nicht willkommen bin. Diese Erfahrung erinnerte mich an Videos von Journalist:innen auf Trump- oder AfD-Demos. Die Energie war vergleichbar: „Wir echten Chilenen gegen den Rest – wenn’s sein muss mit Gewalt“.

Migration war wie erwartet *das* Thema der Wahl. Mir fiel auf, wie wenig im Vergleich über die alltäglichen Sorgen gesprochen wurde – vor allem über

Themen wie Bezahlbarkeit, Mieten, Löhne. Diese Themen wurden meist überlagert von der hochemotionalen Migrationsdebatte.

Umso beeindruckender empfand ich den Kampfgeist und den Optimismus der Migrant:innen, mit denen ich sprach – obwohl fast alle von Diskriminierungserfahrungen berichteten. Viele hätten allen Grund, bitter zu sein angesichts der politischen Stimmung in Chile. Doch sie schauten nach vorne: Wie mache ich das Beste aus meiner Situation so wie sie ist? Dieser Optimismus ist nicht naiv. Er ist eine Überlebensstrategie. Und er steht im Kontrast zu den gut situierten Chilen:innen, die sich im Wahlkampf konstant als Opfer inszenierten.

▪

Ich bin sehr dankbar für die Erfahrungen, die ich auf dieser Auslandsrecherche sammeln durfte. In meinem Arbeitsalltag hatte ich bisher nie die Ressourcen, eine politische Debatte aus so vielen Perspektiven zu beleuchten – erst recht nicht am anderen Ende der Welt. Ich danke der Heinz-Kühn-Stiftung für diese Chance, mich persönlich wie journalistisch weiterzubilden.